Mama und Papa suchen den Job

Autor(en): **Tomczak, Astrid**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **33 [i.e. 32] (2020)**

Heft 124: **Die Sehnsucht nach der grossen Erklärung : wo der Glaube in der Wissenschaft steckt**

PDF erstellt am: **09.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-918517

Nutzungsbedingungen

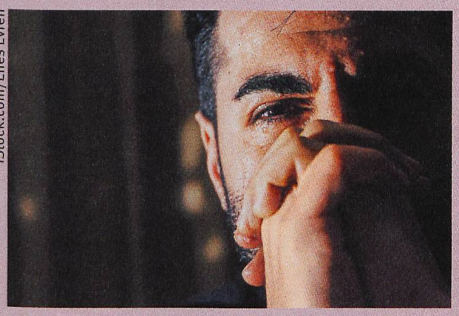
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



iStock.com/Enes Evren

Männer weinen weniger als Frauen – beide aber verunsichern dann ihre Umgebung.

Emotionalität macht unglaubwürdig

Wer emotional handelt, wirkt unglaubwürdig – unabhängig vom Geschlecht. Das zeigt eine Studie des Philosophen und Psychologen Rodrigo Díaz von der Universität Bern und seines Kollegen Manuel Almagro von der Universität Granada. Dass aber Frauen öfter als emotional stereotypisiert und daher weniger glaubwürdig als Männer wahrgenommen werden, konnte die Studie nicht nachweisen.

Rodrigo Díaz erforscht, wieso bestimmte soziale Gruppen diskriminiert werden. «Sexismus ist ein typischer Fall», sagt Díaz. Eine Vermutung aus der Populärpsychologie, wie dieser entsteht, lautet: Menschen nehmen an, dass Frauen emotionaler sind als Männer. Argumentiert aber jemand emotional, leidet die Glaubwürdigkeit. Daraus folgt: Frauen werden unglaubwürdiger eingestuft als Männer.

Diese Aussagen untersuchte Díaz in einem Experiment mit 250 Probandinnen und Probanden aus den USA. Sie erhielten zur Lektüre das Protokoll eines fiktiven Polizeinotrufs. Bei der Hälfte der Versuchsteilnehmenden rief eine Frau bei der Polizei an. Sie vermutete, ihr Mann habe Suizid begangen, weil er bereits seit mehreren Tagen verschwunden war. Bei der anderen Hälfte griff ein Mann aus derselben Sorge um seine Frau zum Telefonhörer. Anschliessend mussten die Testpersonen beurteilen, wie emotional die anrufende Person agierte und wie glaubwürdig ihre Schilderungen waren. Resultat: Egal, ob Frau oder Mann, Emotionalität machte sie unglaubwürdig. Und Emotionalität wurde der anrufenden Frau nicht öfter unterstellt als dem Mann.

Díaz und Almagro haben nur eine Spielart von Sexismus überprüft. «Frauen leiden aber durchaus unter anderen Stereotypisierungen», sagt Díaz. Wann diese zu Sexismus führen, wird Díaz in weiteren Studien untersuchen. *Stephanie Schnydrig*

—

R. Díaz and M. Almagro: You are just being emotional! Testimonial injustice and folk-psychological attributions. Synthese (2019)

Mama und Papa suchen den Job

Jugendarbeitslosigkeit ist in Spanien ein grosses Problem. Jetzt hat ein Forschungsteam untersucht, welche Rolle Familienmitglieder bei der Integration von jungen Leuten in den Arbeitsmarkt spielen. Die soziale Ungleichheit ist hierbei entscheidend, wie die Studie zeigt.

Für die Untersuchung befragte das dreiköpfige Team im Grossraum Barcelona 98 Personen zwischen 20 und 34 Jahren. «Uns interessierte, wie Geschwister, Eltern und andere Verwandte bei der Jobsuche und der Karriere behilflich sind und welche Unterstützung die Familie bei der Ausbildung bietet», so Studienleiter Mattia Vacchiano. Er forscht am Nationalen Forschungsschwerpunkt «Lives – Overcoming Vulnerability: Life Course Perspectives» in Lausanne.

Die Forschenden unterteilten die Art der Hilfe, die von den Angehörigen geleistet wird, in zwei Kategorien: einerseits vorhandene Familienressourcen, mit denen die Jugendlichen direkt unterstützt werden können, etwa durch Beschäftigung im eigenen Unternehmen. Andererseits den Einfluss der Eltern, um Personen ausserhalb der Familie zu erreichen, die dann den Jugendlichen helfen könnten.

Die Studie bestätigt die traditionell wichtige Rolle der Familie in Spanien, zeigt jedoch auch, welche Auswirkungen soziale Ungleichheiten haben. Nepotismus ist ein verbreitetes Phänomen: Kinder von Managerinnen und Unternehmern steigen oft ins elterliche Geschäft ein und profitieren von deren Netzwerken. Anders bei Kindern von Angestellten, Handwerkerinnen und Arbeitern: Hier kann die Familie in der Regel lediglich bei der Jobsuche behilflich sein.

Frühere Untersuchungen waren rein quantitativ ausgelegt und unterschieden nicht zwischen den Formen von Unterstützung. «Unsere Resultate waren nicht überraschend, zeigen aber, dass soziale Ungleichheiten in Spanien beim Eintritt in den Arbeitsmarkt eine grosse Rolle spielen», so Vacchiano. *Astrid Tomczak*

—

M. Vacchiano et al.: The family as (one- or two-step) social capital: mechanisms of support during labor market transitions. Community, Work and Family (2019)

Hdepot/Wikimedia Commons

Ein Graffiti im spanischen Zaragoza thematisiert die Arbeitslosigkeit im Land.

Stadtpolizei Zürich

Die «Deutsche Kolonie in der Schweiz» marschiert 1941 durchs Stadion Letzigrund.

Faschisten bei der Schule planlos

Lehrer waren in den schweizerischen Fronten – den Organisationen der Schweizer Faschisten in der Zwischenkriegszeit und während des Zweiten Weltkrieges – stark vertreten, vor allem in Führungsgremien. Sie träumten von einer homogenen «Volksgemeinschaft», einer autoritären Demokratie und einer korporatistisch organisierten Wirtschaft. Um diese Ziele zu erreichen, wollten sie auch das Schulsystem reformieren. Hier fehlte ihnen aber eine klare Vision, wie eine historische Studie zeigt.

Das bestehende Schulsystem betrachteten die Frontisten als von kommunistischen, jüdischen und liberalen Lehrkräften unterwandert: Sie beschuldigten andersdenkende Lehrkräfte, diese würden den Schülerinnen und Schülern das «rote Gift» einflössen und geistige Anarchie schüren. Ihre Befürchtung: Der «natürliche Hang» des Schweizer Volks zu Vaterlandsliebe, Gehorsam und christlichen Werten werde so geschwächt.

Anja Giudici von der University of Oxford und Thomas Ruoss von der Universität Leuven haben erstmals untersucht, wie sich die Deutschschweizer Fronten zur schulischen Bildung äusserten. Sie sichteten dazu deren Publikationen, aber auch Berichte von Polizei und Behörden, welche die Frontisten überwachten. So fest umrissen ihre Gesellschaftsvision war, so divers und widersprüchlich waren ihre Vorstellungen darüber, ob die Schule auf dem Weg dorthin eine Rolle spielen solle und – wenn ja – welche.

Es gelang ihnen auch nicht, sich auf die Grundzüge einer «neuen Schule» zu einigen oder Unterrichtsmaterialien zu entwickeln. Wie Giudici und Ruoss schreiben, bestätigt sich damit ein Befund aus anderen europäischen Ländern: Die faschistische Rechte hatte in der Zwischenkriegszeit weder inhaltlich noch pädagogisch-didaktisch eine klare Vision der Schulbildung für eine autoritäre und totalitäre Gesellschaft. *Andreas Minder*

—

A. Giudici and T. Ruoss: How to educate an authoritarian society: conflicting views on school reform for a fascist society in interwar Switzerland. Paedagogica Historica (2019)